

# Stern der Neger



Katholische  
Missionszeitschrift.

Der heilige Vater Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberbirten von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Raaburg, Trient, Triest und Wien.

Bezugspreise für das Jahr 1926  
Ganzjährig: Für Österreich 2 Schillinge, für Deutschland 2 Goldmark, für Italien und Alto Adige 8 Lire, für die Tschechoslowakei 10 Tschechoskronen, für Jugoslawien 24 Dinar, für Ungarn 24.000 ung. Kronen und für die Schweiz : : : 2 Franken.

Herausgegeben vom Missionshaus Graz, Paulustorgasse 10, Steiermark.

Heft 12.

Dezember 1926.

XXIX. Jahrg.

## Ein frohes Weihnachtsfest in heiliger Freude, seligem Herzensfrieden

möge das göttliche Kind

allen Wohltätern der Mission und allen lieben  
Lesern des „Stern der Neger“ schenken!

**S**chnell ist das Jahr vergangen und hinabgesunken in den Ozean der Ewigkeit. Gar vieles hat es gebracht, das eine zur Freude, das andere zum Leide. Aber doch ist alles gekommen von oben, alles ist uns geworden zu unserm Besten.

Und am Schluß des Jahres kommt der Lenker unserer Geschichte selbst, kommt als viel holdes Kind, kommt in Schönheit und Liebreiz, in herzbezwingender Kindesunschuld. Es breitet seine Ärmchen aus in verlangender Menschenliebe und auf der Kindesbrust flammt im Liebesfeuer sein göttliches Herz. O, glaube seiner Liebe! Es hat sich dir kein Härchen gekrümmt, ohne daß das Christuskind es wußte; dein Herz hat dir geschlagen in Leid und Lust und hat ein teilnahmevolles Echo gefunden im Herzschlag des Gotteskindes. Du hast Tränen geweint und das Kind auf Heu und Stroh hat mitgeweint in Liebe und Mitleid und hat sie getrocknet mit göttlichem Trost. O, glaube an seine Liebe, die alles lenkt und alles ordnet und ewig sich sorgt zum Besten des Geliebten! „Denen, die Gott lieben, reichen alle Dinge zum Besten!“

Eine solch vertrauende Heilandsliebe in Freud' und Leid, ein solch felsenfestes Glauben an Gottes Vorsehung in guten und in bösen Tagen wünsche ich allen unseren Wohltätern und Abonnenten. Wenn der Gottesknaube in einer guten, liebereichen Weihnachtskommunion in unser Herz einkehrt, dann möge er uns als Weihnachtsgabe diesen Glauben an seine Liebe schenken, uns zum Heile und ihm selbst zur Freude! Gewiß, dann wird es in unserm Herzen hell und weit und freudig gestimmt und es herrscht Weihnachtsfreude und Weihnachtsfriede alle Zeit, selbst in Sorge und Not und harter Prüfung.



Das ist mein Weihnachtswunsch für Euch alle, die Ihr uns geholfen habt und auch wieder helfen werdet in der Missionsarbeit. Und zu diesem Wunsche lege ich innigen Dank für alle Hilfe, Dank für jedes Gebet, Dank für jedes Almosen, Dank besonders für den Bezug des „Stern der Neger“.

Aber auch neues Bitten ist dies Danken: Gib auch uns ein Weihnachtsgeschenk: Bleibe treu der Zeitschrift! Und wenn es auch hart geht, den Bezugspreis aufzubringen: Bleibe treu aus Liebe zum liebenden Gottesknaben: Es ist für ihn.

Mit herzlichem Weihnachtsgruß

## Die Schriftleitung.

### Sonderbare Sitten der Bantuneger.

Von Hochw. P. Bernhard Zorn, F. S. C.

1.  
**A**lgemein bekannt ist die heidnische Blutrache, besonders bei den Negerstämmen. Aus dieser groben Unsitte weiß aber mancher Heide für sich selbst Nutzen zu ziehen.

Y. dachte nie daran, sich selbst das Leben zu nehmen. (Anbei sei bemerkt, daß Selbstmord bei den Negern verhältnismäßig selten vorkommt.) Er gerät jedoch mit jemandem seines Stammes in Streit; es entsteht eine wahre Feindschaft. Da sein Gegner ihm an Kraft und Einfluß überlegen ist, weiß er sich kaum mehr vor ihm zu schützen, ist seines Lebens keinen Augenblick mehr sicher. Um sich zu retten, bedient er sich einer List: Er verbreitet unter seinen Stammesgenossen das Gerücht, daß er sich selbst das Leben nehmen wolle, weil er, von seinem Feinde bedroht, seines Lebens nicht mehr sicher sei. Dadurch werden alle seine Verbündete, Würde er sich nun wirklich selbst töten, so würde sein Feind ebenso als der Mörder angesehen und gerächt, als ob er ihn wirklich umgebracht hätte, und die Blutrache forderte ihr Opfer. Doch Y. denkt nicht daran. Sein Gegner aber erfährt die Kunde von

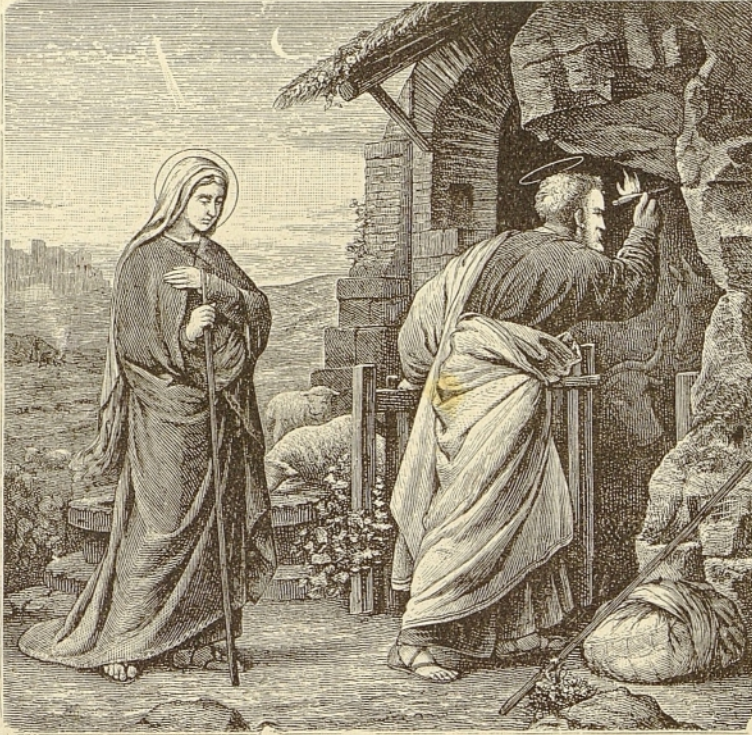
seinem Vorhaben. Wegen eines einzigen Feindes will er sich doch nicht mit dem ganzen Stamme überwerfen. Er gibt seine Pläne auf und läßt das auch andere wissen. Y. ist gerettet.

2. Mamba, ein Kraalherr aus dem Stamme der Lambas, lieb von jemandem ein Gewehr, indem er angab, er müsse eine sehr gefährliche Reise machen, es gäbe in jener Gegend viele wilde und reißende Tiere. Ob er die Reise machte, weiß niemand. Tatsache ist, daß er das geliehene Gewehr nie mehr zurückgab, auch nicht zurückgeben wollte. Der Eigentümer der Waffe, weil schwächer und nicht so angesehen, wußte nun nicht mehr, wie er auf gewöhnlichem Wege zu seinem Recht kommen könnte. Er benützte daher eine sonderbare Art von „Rechtsverfahren“, üblich in solchen Fällen: Er ging zum Kraal des Großhäuptlings und äscherte eine von dessen Hütten ein. Er wurde erwischt, gepackt und zur Verantwortung gezogen. Das wollte er eben! Gefragt, warum er das getan habe, sagte er: „Ich bin unschuldig an allem. Der und der ist allein haftbar. Er lieb von mir ein Gewehr und nun will er es mir nicht



mehr zurückgeben. Er ist mächtiger als ich und ich konnte nur mehr dieses letzte Mittel anwenden, um die Augen des Großhüuptlings auf mich zu wenden und Gerechtigkeit zu erfahren." Der Großhüuptling ließ auch sofort den Betreffenden verhaften und zu sich führen. Da er alles ein-

gewisse Personen aus Achtung vor andern deren Namen nie aussprechen dürfen. Solche Namen sind, um nur einige wenige anzuführen, die der Könige, Großhüuptlinge, Schwiegereltern, Ahnen usw. Will oder muß man von ihnen sprechen, so wendet man ein gleichbedeutendes Wort



Vor der Heiligen Nacht.

gestehen mußte, wurde er verurteilt, nicht nur sofort das Gewehr zurückzuerstatten, sondern auch den ganzen Schaden, den der andere durch Feuerlegen angestiftet hatte, zu vergüten. Nach Landesitte wurde der andere Neger freigesprochen.

3. Die „Zulu“-Neger und so alle Bantuvölker haben eine besondere „Glonipa“-sprache. (Ukuhlonipa heißt soviel als „achten, ehren“). Sie besteht darin, daß

an. Zur leichteren Auffassung führe ich einige Beispiele an: Ich spreche von einem Hüuptlinge, der „Ibubesi“ heißt (ibubesi ist ein großer Hund; man bezeichnet damit auch den Löwen). Rede ich nun zu oder von diesem Hüuptlinge, so darf ich den Namen „ibubesi“ nie aussprechen, ich muß ein anderes Wort mit ähnlicher Bedeutung anwenden, was von jedem leicht verstanden wird, z. B. „inngonyama“ (Löwe). Ein



berühmter Zulukönig hieß „Umpande“. Stammverwandt mit diesem Wort ist „impande“ (Wurzel). Da es nun niemandem erlaubt war, das Wort „impande“ auszusprechen, so gebrauchte man, wenn man von einer Wurzel reden mußte, das gleichbedeutende „ingrabo“. Oft kommt es vor, daß für ein verbotenes Wort kein gleichwertiges existiert. Dann wissen sich trotzdem die Leute zu helfen: Entweder haben sie bald dafür ein eigenes Hlonipawort geprägt oder sie verändern in dem verbotenen Ausdruck einen Konsonanten; z. B. statt „umbango“ sagen sie umhango.

Vergehen gegen diese Anstandsregel werden unbarmherzig und schwer bestraft. Spricht jemand, dessen Namen alle auf diese Weise achten müssen, seinen Namen selbst aus und gleich hernach fügt ihm

ein anderer ein Leid zu, so wird er ebenso schwer bestraft, als wenn er sich gegen die oben angeführte Anstandsregel verfehlt hätte. Ein Beispiel: A streitet mit B. A merkt bald, daß er zu schwach ist und unterliegen wird. In seiner Not spricht er seinen eigenen Namen oder den seines Vaters aus. Wenn B klug ist, so gibt er sofort nach und läßt A in Ruhe. Denn, wenn er ihn noch weiter verfolgt und A (oder ein anderer) zeigt ihn dafür an, so wird er schwerer ob seines Vergehens gegen den Anstand bestraft, als wenn er ein Verbrechen begangen hätte.

Viele ähnliche Beispiele könnte ich anführen, doch mögen diese wenigen genügen, um zu zeigen, wie vieles der Missionär hier zu berücksichtigen hat, um nicht gegen Sitten und Gebräuche sich zu verfehlen und so seine Wirksamkeit zu beeinträchtigen.

## Ein noch wenig erforschter Kleinstaat.

**S**in noch wenig erforschter Kleinstaat? Wo mag der wohl liegen?“ wird sich mancher Leser fragen. „Heute, im Zeitalter der Entdeckungsfahrten, wo es der Wissenschaft gelungen ist, jedes Bergnest im entlegensten Weltwinkel aufzustoßern und auf der Landkarte zu verzeichnen, da soll es auf unserem Erdball einen noch wenig erforschten Kleinstaat geben?“ Und doch! Es gibt einen Kleinstaat, der in keinem Lehrbuch der Geographie erwähnt wird. Das sei zur Entschuldigung gesagt, er ist für gewöhnliche Leute überhaupt schwer zu finden. Denn er umfaßt an Ausdehnung nur ein Drittel unseres Missionskonventes in Milland. Unser ganzes Reich hier setzt sich aus drei selbständigen Kleinstaaten zusammen:

Noviziat, Scholastikat und die Brüdergemeinde. Vom ersten hat der „Stern“ schon vor Monaten berichtet, mit dem zweiten, dem Scholastikat,<sup>\*)</sup> will ich euch heute bekanntmachen. Ich will beschreiben seine geographische Lage, seine Bevölkerung, seine Regierung und Verfassung, Beamten- und Gewerbestand und die Staatsfeierlichkeiten.

Lage: Das Hochland, d. h. die obersten Stockwerke unseres Klosterschloßleins bewohnen die Novizen. In der Tiefebene, im Parterre, siedelte sich die Brüdergemeinde an. Wir Scholastiker nun haben uns in der mittleren Zone (1. Stock) nieder-

<sup>\*)</sup> Scholastikat = Gesamtheit aller Scholastiker oder Theologiestudierenden in einem Ordenshaus.



gelassen. Denn wie die Kulturgeschichte der Menschheit zeigt, ist die gemäßigte, mittlere Zone der geistigen Tätigkeit am günstigsten. Im übrigen hält jeder der Kleinstaaten auf stramme Grenzsperr. Niemand darf den Stammboden des andern betreten ohne Paß, d. h. ohne vorhergehende Erlaubnis. Fremden, zumal den Frauen, ist durch das Klausurgefetz die Einreise außerordentlich erschwert. Was das Münzwesen anbelangt, so wird gekauft und bezahlt nicht mit klingendem Gold und Silber — wir sind ja arm, durch Gelübde freiwillig arm —, sondern mit einer Münze, die sonst in keinem andern Land der Erde in Umlauf ist, nämlich mit dem schlechten „Bergelt's Gott!“. Und doch, trotz der gegenseitigen Abgrenzung pflegen die Bewohner des Dreiteilstaates untereinander die herzlichsten Beziehungen. Das bezeugt die Geschichte. Denn von Kriegen und unrechtmäßigen Grenzüberfällen weiß die Chronik, die doch sonst allen Einzelheiten ihre Aufmerksamkeit schenkt, seit Gründung des Reiches nichts zu berichten. Aber viele Blätter erzählen von brüderlicher Liebe und von Tagen ungetrübten Friedens.

Machen wir nun einen kurzen Rundgang durch das Innere unseres Theologienstaates. Der Mittelpunkt und der Hauptschauplatz unserer Tätigkeit ist — der Studiersaal. Es ist das ein langgestrecktes, weißgetünchtes Zimmer. Die Einrichtung ist nicht gerade luxuriös. Ein Studierpult für jeden einzelnen, einige gemeinsame Bücherschränke und die Bilder an der Wand bilden das ganze Mobiliar. Auf der Ostseite tritt man auf einem Balkon ins Freie, wo es sich, umweht von der würzigen Luft des nahen Waldes, herrlich studieren läßt. (Sieh Bild S. 178.)

An den Studiersaal schließt sich der Schlafräum. Auch der ist kein Prunksalon mit Federbetten und vornehmen Spiegeltischen. Nichtsdestoweniger schlafen wir königlich hinter den linnenen Vorhängen, die jedes Bett von dem des Nachbarn abschließen. Ein fröhliches, freies Herz ersetzt alle samtenen Decken und seidenen Kissen. An den Schlafräum reiht sich die Hauskapelle, in primitivem Betzimmerstil erbaut, ohne hervorragenden Schmuck. Aber der Heiland der Welt wohnt drinnen mitten unter uns.

Nun die Bevölkerung, welche diese Räume bewohnt. Während das Noviziat die Anfänger im geistlichen Leben, die Ordensjugend, beherbergt, finden wir im Scholastikat die fortgeschritteneren Ordensleute, die Jungmänner. Bei ihnen hat die übersprudelnde, jugendliche Begeisterung der Neulinge schon mehr nüchternen Denkweise Platz gemacht. Der Erstlingsseifer, der allzuleicht über die Afer schäumt, ist bei ihnen in ruhigere Bahnen gelenkt und betätigt sich in praktischer Studienarbeit. Besonderen Reiz verleiht dem Missionskleriker-Völklein der Umstand, daß in ihm stets junges, frisches Leben blüht. Denn die Lebensdauer jeder Generation beträgt nur vier, bzw. fünf Jahre, solange eben die theologischen Studien dauern. In so wenig Jahren hat man kaum Zeit, alt zu werden.

Außerlich erkennt man die Scholastiker auf den ersten Blick an der Kopfbedeckung, dem Birett, das sie tragen. Auch unterscheiden sie sich von den anderen Ordensleuten durch eine eigene Verkehrssprache. Denn zu gewissen Zeiten sprechen sie englisch oder lateinisch. Das Latein freilich ist nicht immer hochfein, sondern stellt mitunter einen eigenen Dialekt dar. Aber



Cicero, der beste Lateiner, würde darin immerhin noch von dem Seinigen einige Spuren entdecken.

Am meisten aber unterscheiden sich die Scholastiker von allen übrigen Insassen des Missionshauses durch ihre Beschäftigung. Diese verrät schon ihr Name. Vor vielen hundert Jahren lebten in der Kirche Gottes große Männer, ebenso hervorragend durch Gelehrsamkeit wie durch

die zahlreichen Schulbänke erzählen, die von uns in fleißiger Arbeit abgewetzt wurden ein Jahrzehnt hindurch; die harten Schulbänke, von denen aus wir so manches Mal in die Zukunft blickend sehnsüchtig Ausschau hielten, ob das ewige Lernenmüssen denn nicht bald ein Ende nähme. Davon könnten auch ein Liedchen singen die Wege und Stege rings um das Haus, auf denen besonders zur Zeit der



Ordenspersonal in unserem Missionshaus in Mailand bei Brigen.

Heiligkeit (St. Thomas, Albert der Große u. a.). Die dachten und studierten viel. Und was sie ausgedacht, schrieben sie in vielen dickleibigen Bänden nieder. Sie lehrten Weisheit an den hohen Schulen. Diese Männer nannte man Scholastiker.\*) Von diesen haben wir Namen und Beschäftigung geerbt. Auch wir studieren sehr viel. Das bezeugt ein einziger Blick auf unsere Tagesordnung: Studium! Studium! lauter Studium! Davon könnten auch

\*) Schola = Schule; daher Scholastiker.

Schlussprüfungen die jungen Scholastiker in erbaulichem Studieneifer pilgern.

Ein weiteres Wort über Regierung und Verfassung. Unser Drei-Staaten-Bund steht unter einem gemeinsamen allerhöchsten Oberhaupt. Das ist der Heiland im Tabernakel der Hauskapelle. Aber in jedem von den dreien hat dieser wieder seinen eigenen Statthalter eingesetzt. Bei uns Scholastikern ist es der Rektor des Hauses. Seine Regierungsgewalt ist trotz der nachkriegszeitlichen Umwälzungen bei andern Staaten eine durchaus monarchische



geblieben. Seine Untertanen räumten ihm durch das Gelübde des Gehorsams freiwillig volles Verfügungsrecht über sich ein. Das Reichsgrundgesetz lautet auf evangelische Armut, Keuschheit und Gehorsam. Jeder, der bei uns dauernd Einlaß finden will, muß sich dazu in Form eines Gelübdes verpflichten.

Der Regierung zur Seite steht eine eigene Beamtenchaft aus den Reihen der Scholastiker. An ihrer Spitze der sogenannte Pedell, gleichsam der Minister des Rektors im Scholastikerstaat. Er ist zugleich auch Gesandter, Aufsichtsorgan und Verwalter unserer kleinen Besitztümer in einer Person. Ihm untersteht ferner der amtliche Nachrichtendienst: er muß das Anschlagende der Plakate und Kundmachungen besorgen. Ebenso ist die Reichsuhren seiner Obhut anvertraut und noch ein Duzend anderer großer und kleiner Dinge. In der That ein vielbeschäftigter und geplagter Mann. Von morgens bis abends ist er auf den Beinen. Selbst noch spät abends, wenn über das Theologenvölklein schon langsam sich der Schummer senkt, muß er noch für die nächtliche Beleuchtung seines Viertels Sorge tragen.

Ein Amt anderer Art obliegt dem Bruder Sakristan. Seine Verwaltung erstreckt sich auf die goldenen Kelche und Patenen, auf die heiligen Gewänder und den Altarschmuck. Er hat vor Festtagen zu putzen und zu fegen, zu zieren und zu schmücken, bis die ganze Kapelle blitzblank und feierlich hersteht.

Der Beamtenschaft schließt sich der Gewerbe- oder Handwerkerstand an. Beginnen wir gleich mit den würdigsten Vertretern, den Musikern und Dichtern. Der kirchliche Gottesdienst und das Leben von jungen Leuten kann nun

einmal nicht abgehen ohne Sang und Klang; zumal bei uns hier auf unserem Klostereschlöpflein am Waldessaum, wo die Sängler der Natur uns ins ganze Tagewerk hineinsingen. Da trägt es nicht selten unsern Hauptmusikanten mitten im Studium ins Reich der Töne empor. Und er tut dann der Umwelt seine seelische Ergriffenheit in rhythmischem Fingertrommeln und Fußestrampeln kund. Es ist auch nicht zu verwundern, wenn das heimlich aufgespeicherte Glück des Ordensmannes zuzeiten nach außen in Versen sich Luft macht.

Ein anderer Zweig scholastischer Betätigung ist das Lehrfach. An den einen und andern aus unserer Mitte ergeht nämlich von Zeit zu Zeit der Ruf, den Lehrstuhl zu besteigen und die Brüdergemeinde in die englische Sprache einzuführen; sie brauchen selbe einst in der Mission. Es soll ein verdienstreicher Posten sein.

Zum Gewerbebestand zählen noch die Mediziner und Künstler. Die Arzneikunde vertritt ein Mann, dessen Tüchtigkeit über die Grenzen unseres eigenen Landes hinaus in den Nachbar-Kleinstaaten, Noviziat und Bruderstaat, einen guten Ruf hat. Denn auch von dort führen und tragen sie seiner bewährten Praxis Kranke und Leidende aller Art zu, zur vollen Zufriedenheit der Patienten. Ärztliche Behandlung und Medikamente erhalten sie nämlich kostenlos. Die bildende Kunst hat unter der Theologenschar zwei würdige Vertreter. Der eine, einst in der Welt ein Künstler von Beruf, malt und pinselt mit Meisterschaft. Er verschönert Gänge und Säle unseres Hauses und ziert geschmackvoll die gemeinsamen Festgaben. Der andere schnitzelt und formt mit Geschick Schach-



und Krippenfiguren. Zahlreiche Erzeugnisse dieser Art bekunden seine Befähigung.

So sucht sich jeder im Scholastikat außer dem Berufsstudium noch durch Ausübung eigener Talente und Fertigkeiten der Ordensgenossenschaft nützlich zu machen und sich ihr dankbar zu erweisen.

Doch ein Amt dürfen wir nicht übergehen, das des Bienenvaters. Er ist bei den Studierenden des Klosters wohl bekannt und erfreut sich guter Rundschaft. Denn das Studieren wird manchmal recht sauer und das viele Sitzen und Schwitzen über den Büchern beeinträchtigt nicht selten den gesunden Appetit. Da kann ein bißchen Honig mitunter wahre Wunder wirken.

Wie in jedem Staat gibt es auch in unserm große Feierlichkeiten. Die allergrößten für den „vielgeprüften“ Jünger der Wissenschaft sind die Ferien. Darum sollen sie zuerst zur Sprache kommen. Das ganze Jahr hindurch hat der Studierende wenige eigentliche Sonntage, d. h. Ruhetage. Die Brüdergemeinde unter uns läßt am Sonntag in Feld und Garten die Arbeit ruhen; auch vor den Pforten des Noviziates ober uns macht der Studienlärm halt. Nur wir Scholastiker im Reich der Mitte sind immer eingespant, Sonntags wie werktags. Die Sommerferien aber bringen eine Wendung der Dinge. Nun macht unsere Tagesordnung ein recht festtägliches Gesicht. Statt des früheren: Studium! Studium! verkündet sie jetzt ebensooft Erholung. Und das ist für Studentenohren wie Sonntagsgeläute. Gerne folgen wir ihm und durchziehen in tagelangen Wanderungen nach alter Sitte der „fahrenden Scholaren“ die herrliche Gotteswelt. Nach solchen Ausflugstagen kann man wieder heiter in die Welt blicken und ernstlich in die Bücher.

Ein besonderes Fest der Scholastiker ist es immer, wenn neue Mitbürger in ihren Staat aufgenommen werden durch die Gelübdeablegung der Studentennovizen. Durch achttägige Exerzitien bereiten sie sich auf diesen Ehrentag vor, um dann während der heiligen Messe am Altar Armut, Keuschheit und Gehorsam zu geloben. Mit dieser gänzlichen Hingabe an den Heiland und den Beruf ist ihr Herz voller Jubel und den bringen sie dann mit ins Scholastikat. Bei uns werden sie feierlich empfangen, mit dem Abzeichen der neuen Würde versehen und in alle Scholastikerrechte eingesetzt.

Ja, es gibt viele schöne Tage hier im Scholastikerkreis. Aber der schönste für jeden einzelnen ist der letzte. Schon beim ersten Morgengrauen weckt ihn der Feierklang der Briyener Domglocken aus dem Schlafe; es geht zur Priesterweihe. Wenige Stunden später legt ihm der Bischof die Hände auf und erhebt ihn dadurch zur heiligsten Würde, die einem Menschen zuteil werden kann. Bis der Neugeweihte heimkommt, hat sich unterdessen die Tür unseres Studiersaals, durch die er so viel tausendmal in Studien Sorgen schritt, in eine Triumphpforte verwandelt. Mit Eichengirlanden und Inschriften ist sie prächtig geziert. Für diesen Tag bietet das Scholastikat alle seine Künste auf: Musik, Dichtung und Malerei, um den scheidenden Mitbruder zu ehren. Und das letzte Wort, das dieser seinen Studiengenossen sagt, und der letzte Gruß, den er ihnen bietet, ist der Primizsegen. Ja, seinen Erstlingssegen fleht er zum Dank herab auf die Stätte seiner Jugend. Dann fährt er heim, um inmitten seiner glücklichen Eltern und Geschwister sein erstes Meßopfer zu feiern.



Und immer noch erhalten wir Briefe von ehemaligen Mitgliedern des Scholaſtikates, die nun als Heidenmiſſionäre für die Kirche Gottes arbeiten. Ein Gedanke

kehrt in dieſen Schreiben oft und oft wieder: ſie waren doch ſchön, die Jahre ſtiller Vorbereitung auf das Prieſtertum im Scholaſtikat.

Br. S. B.

## ★ Wie arme Leute reich werden können. ★

Von Hochw. P. Bernhard Zorn, F. S. C.

**G**ibt viel mehr arme Leute als reiche; das iſt ganz allgemein geſprochen. Wo iſt aber jemand, der nicht gern reich werden möchte? Man geht nach Aſaſka und Kalifornien, um Gold zu ſuchen; man kommt her nach Südaſrika und findet nicht nur Gold, ſondern auch Diamanten und das noch koſtbarere Platin. Eine einzige Unze davon wird mit 25 Pfund Sterling bezahlt (500 Goldmark). Und doch werden nicht alle Goldgräber reich, auch nicht alle Diamanten- und Platinſucher.

Auch die Schwarzen möchten gern reich und wohlhabend ſein! Mit Ausnahme von einigen Häuptlingen ſind ſie jedoch durchwegs alle arm; manche ſogar ſo arm, daß ſie gar keine Vorſtellung von Reichtum haben. Ich will damit ſagen, daß ſie ihr ganzes Leben lang ſo darben und Not leiden müſſen, daß das Elend auch auf ihren Geiſt Einfluß ausübt, daß ſie eine Zeitlang wie blöde Lebeweſen ge-  
deihen und dann wie Herbitblätter ab-  
welken. Doch es könnte ihnen geholſen werden.

Afrika iſt ein ſehr reiches Land, beſonders Südaſrika. Nur Gott allein weiß, wie viele unermäßliche Schätze es noch immer birgt. Seine Eingeborenen haben dieſe nicht zu heben verſtanden. Erſt in den letzten Jahrzehnten kamen beſſer geſchulte und unternehmendere Köpfe von

Europa und machten ſich dieſelben zu-  
nuze.

In Afrika wächst vorzügliche Baum-  
wolle. Aus Baumwolle kann man Stoffe  
und Kleider machen. Warum gehen dann  
trotzdem noch ſo viele Neger nackt? Weil  
ſie die Baumwolle nicht kennen? oder weil  
ſie es nicht verſtehen, aus ihr Fäden und  
Stoffe zu machen? Nein! ſondern weil  
die meiſten zu gemächlich, ſagen wir auf  
gut deutſch „zu faul“ ſind, um den langen  
und etwas beſchwerlichen Prozeß von der  
Staude bis zum fertigen Kleide durchzu-  
arbeiten. Haben ſie vielleicht keine Zeit  
dazu? Wenn man ſüßes Nichts tun als  
eine Beſchäftigung nimmt, allerdings. Die  
paar Kinder werden von den Kindern ge-  
hütet. Die paar Morgen Land (im günſtig-  
ſten Falle) werden von den Weibern beſtellt.  
Zwiſchen Saat und Ernte tut Mann und  
Weib nichts als herumlungern und tratschen.  
Daß die Eingeborenen ganz gut wiſſen,  
was Baumwolle iſt und zu was ſie ver-  
wendet wird, unterliegt keinem Zweifel. Ich  
ſah als rühmliche Ausnahmen, wie einige  
im Felde herumſtreiften und wildgewachſene  
Baumwolle ſammelten. Ich traf auch  
vereinzelt Männer und Frauen, welche  
vor ihren Hütten ſaßen und ganz geſchickt  
den Faden zu drehen wußten. Sogar eine  
Art Webſtuhl habe ich angetroffen, ganz  
primitiv zwar, aber doch praktiſch. Sein  
Beſitzer verfertigte darauf Stücke Tuches,



das nicht nur dauerhaft, sondern auch ganz regelmäßig, ja elegant gearbeitet war. Was der eine kann, können aber auch die übrigen. Wenn jemand auf der Welt Zeit zu solcher Arbeit hat, so sind es die Neger.

Um diese Naturkinder gleichsam zu zwingen, sich zu besseren Verhältnissen emporzuschwingen, hat die Regierung von

mehr neu find, wird die Einfuhrtage erhoben. Sie ist eigentlich noch höher als für ganz neue Waren. Warum das? In erster Linie, um die Einfuhr von Waren zu verhindern, die leicht und mit großem Vorteil im eigenen Lande produziert werden können. Nicht nur die Regierung hätte großen Nutzen davon, sondern vor allem die Eingeborenen selbst. So werden sie



Brüder bei der Arbeit.

(Im Hintergrunde unser Missionshaus in Milland bei Brigen.)

Südafrika eine Verordnung getroffen, die auf den ersten Blick grausam und selbstsüchtig erscheint. Es ist der sogenannte „Customs Duty Act No. 36 of 1925“. Durch dieses Gesetz wird ein hoher Zolltarif erhoben für alle Kleider, die eingeführt werden und für Eingeborene bestimmt sind. Es scheint jedoch, daß damit nur jene Stoffe betroffen werden, die wenigstens zum Teil aus Baumwolle verarbeitet sind. Auch für Waren, die nicht

mächtig angeregt, selbst Baumwolle anzupflanzen, sie gedeiht ja fast überall ausgezeichnet! Auch verarbeiten könnten sie dieselbe und auf diese Weise sich nicht nur alle ihre nötigen Kleider selbst anfertigen, sondern auch noch weit darüber produzieren, ein schönes Stück Geld verdienen und sich ihr Heim viel wohnlicher gestalten. Hier in Transvaal kann es im Winter empfindlich kalt werden. Da sollte doch jeder Eingeborene während des Tages gute, warme




Kleider und des Nachts wenigstens eine warme Decke haben. Einige können sich das leisten, die meisten aber nicht. Sie frieren bei Tag und sie frieren bei Nacht. Wieviel die armen Eingeborenen diesen Winter an Kälte gelitten, läßt sich gar nicht beschreiben.


Zweck obigen Gesetzes ist also, die Eingeborenen gleichsam zu zwingen, fleißiger zu werden, ihre Talente besser auszunützen, sich nach und nach dem europäischen Unternehmungsgeiste zu nähern, kleine Industrien zu gründen, um allmählich ein gebildetes und wohlhabendes Volk zu werden. Wie es scheint, sind diese Hoff-

nungen der Regierung berechtigt. Bereits haben einige Eingeborenen begonnen, Baumwolle zu pflanzen, sie selbst zu spinnen und zu verarbeiten. Sie haben von ihrer Arbeit auch schon ganz nette Sachen auf den Markt gebracht und dafür gute Preise erzielt.

Was ich hier von der Wollindustrie gesagt habe, gilt in gleichem Maße von fast allen anderen Industriezweigen. Allerdings brauchen die Eingeborenen zuerst eine Anleitung, eine geschickliche, hilfsbereite Hand; hat man sie erst auf gute Bahnen gebracht, werden sie nach und nach allein weiterkommen.




## Der Papst der Eucharistie und die Negermissionen.



Aus der Mission Pius' X. Kajok (Bahr-el-Ghazal).

Aus einem Briefe des hochwürdigen P. Artur Nebel, F. S. C.



**S**chw. P. Nebel, einer unserer Missionäre im nördlichen Afrika, hatte von der Petrus-Claver-Sodalität eine ansehnliche Summe für die Mission unter den Denkanegern erhalten. Seinem Dankschreiben entnehmen wir folgende Stellen:

Wir sehen in Ihrer Spende eine Gnade Pius' X., der die Denkamission, die so spät begonnen wurde, zu einem raschen Aufblühen bringen will, und wir haben auch noch andere Beweise seines mächtigen Schutzes erfahren. Unser Haupthindernis war das große Mißtrauen der Denka gegen uns, die ersten Weißen, die sich unter ihnen niedergelassen haben. Die Überfälle der arabischen und türkischen Sklavenjäger sind noch in der Erinnerung der Alten, und wie mir einige gestanden haben, fürchteten sie, daß wir unter fried-

lichen Vorwänden das Land auskundschaften, um plötzlich Kinder und Vieh fortzuschleppen. Wie andere Heidenvölker halten die Denka sehr zäh an ihren Gebräuchen und Anschauungen fest und kümmern sich gar nicht um das, was bei den Nachbarstämmen vorgeht. Der englische Distriktsinspektor, der für die Denka sehr begeistert ist, empfahl den Häuptlingen, Kinder in unsere Schule zu schicken; aber auch seine Bemühungen waren ohne Erfolg. Groß und klein kam wohl auf die Mission, um Arbeit zu suchen oder aus Neugier und hörte bereitwillig den Religionsunterricht an; aber kein Bub aus den nahen Dörfern wollte auf der Mission bleiben, um regelmäßig unterrichtet zu werden, auch nicht im Lesen und Schreiben, um einst als Katechist verwendet werden zu können. Die Anfänge



der Mission schienen langwierig zu werden, wie es bei anderen Völkern des Bahr-el-Ghazal der Fall war. Nur Dschurneger, schon beeinflusst von christlichen Verwandten anderer Dschurmmissionen, traten in die Missionschule ein und wenige Denknaben, die nach Bau ausgewandert waren.

In unseren Nöten begannen wir im vergangenen Juni täglich ein Gebet für die Seligsprechung Pius' X. zu verrichten,

und wir wurden gleich erhört. Im Juli kamen einige Knaben mit der Bitte, bei uns bleiben zu dürfen, sie wollten lernen und brav sein, und seitdem kommen immer neue Katechumenen zugewandert auch von fernem Dörfern. Dieser plötzliche Umschwung in der Meinung des Volkes über die Mission zeigte sich auch gelegentlich des Besuches des Missionsbischofs im Juli. Weit über 1000 Personen waren gekommen, ihn zu begrüßen.

□ || „O lieb', so lang du lieben kannst!“ || □

**A**m 18. März dieses Jahres waren es 50 Jahre, daß zu Cannstatt am Neckar der bekannte Dichter Freiligrath starb. Er hatte einen heiteren, fröhlichen Freund, einen Freund, den er liebte wie keinen andern und dem er nie weh tun wollte und der auch seinerseits ihm nie ein Leid getan. Eines Tages waren die Freunde wieder einmal mit lustigen Kameraden beisammen und feierten ein kleines Fest. Die Stimmung war aufgeräumt und heiter. Doch Freiligrath bemerkte mit Befremden, daß sein liebster Freund heute so ernst und nachdenklich darsaß. Eine merkliche Unruhe schien sich seiner bemächtigt zu haben. Schließlich erhob er sich und wollte sich verabschieden. „Das gibt es nicht!“ rief Freiligrath, „jetzt, wo es anfängt, schön zu werden, darfst du uns nicht verlassen.“ Freundlich, aber entschieden bestand jedoch jener auf seinem Vorhaben. Freiligrath wollte ihn immer noch zurückhalten. „Ich bitte dich bei unserer Freundschaft, bleib mir zuliebe noch ein wenig hier.“ — „Mich treibt eine geheime Macht — ich muß nach Hause zu Weib und Kind“, entgegnete freundlich und bittend der Freund.

Doch Freiligrath erregte sich immer mehr und schließlich rief er ihm in seinem Arger ein gar häßliches Wort zu: „Geh, ich mag dich nicht mehr sehen!“ Der andere ging betrübt weg. Das Fest nahm seinen Fortgang. Als jedoch spät am Abend die Kameraden sich trennten und Freiligrath sich allein befand, da erkannte er mit tiefem Erröten seinen groben Fehler und es tat ihm sehr leid, seinen treuesten Freund so schwer gekränkt zu haben. Am andern Morgen hielt er es nicht länger aus, er mußte zu ihm, wollte ihn wegen seiner verletzenden Worte aufrichtig um Verzeihung bitten. Doch als er zu dessen Wohnung kam, war es daselbst so merkwürdig still. Erst nach mehrmaligem Klopfen öffnete das Dienstmädchen mit roten, verweinten Augen. Hastig, voll banger Furcht, fragt Freiligrath, was geschehen sei. „Wissen Sie es denn noch nicht, daß heute Nacht unser guter Herr plötzlich gestorben ist?“ Wäre der Blick vor dem Dichter niedergefahren, der Schreck hätte nicht größer sein können. Der Schmerz über den plötzlichen Verlust seines besten Freundes, den er so grob beleidigt hatte, drückte ihm fast das Herz ab. — Das



also war der dunkle Drang, der den Freund bewogen hatte, sich zurückzuziehen.

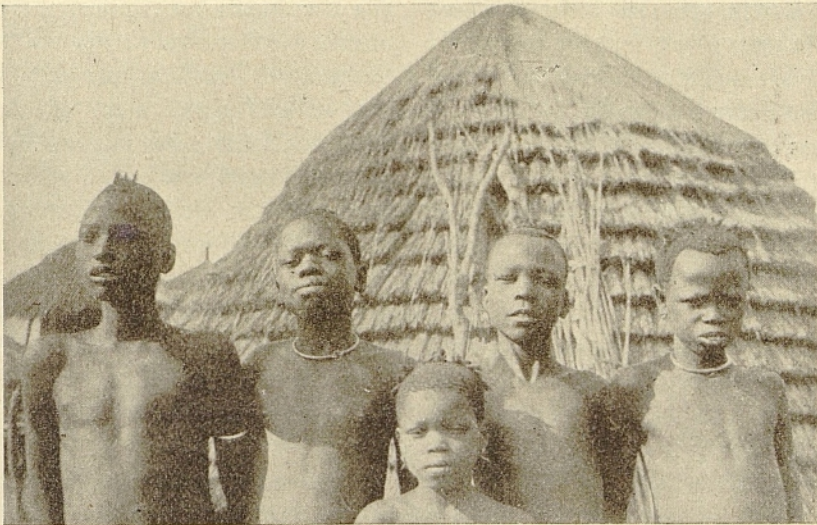
Nun war er tot, ohne noch einmal ein freundliches Wort mit ihm gewechselt zu haben. In unsagbarem Schmerz entquoll dem Dichter das leiddurchbebt, wehmüttsvolle Gedicht, dessen erste Strophe lautet:

„O lieb', so lang du lieben kannst,  
O lieb', so lang du lieben magst!  
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,  
Wo du an Gräbern stehst und klagst!“

fürsorglicher Liebe zugetan ist als ihren gesunden, so sollen auch wir den Schwerverkranken und Unglücklichsten unserer Mitmenschen, den armen Heiden, unsere besondere Liebe und Fürsorge schenken.

„Die Stunde kommt, die Stunde kommt,  
Wo du an Gräbern stehst und klagst!“

Gegen 120.000 Menschen sinken täglich ins Grab. Nur etwa ein Drittel von ihnen sind Christen, die übrigen 80.000 sind Heiden und Mohammedaner. Gewiß, nicht



Negerknaben.

„O lieb', so lang du lieben kannst!“  
Ja, zum Lieben, nicht zum Hassen ist der Mensch geboren. Ein Menschenherz, das nicht warm in Liebe pocht, wird nie und nimmer sich glücklich fühlen können. Nur die Liebe bringt das Herz zur schönen Entfaltung, ohne Liebe muß es verkümmern. Was die Sonne für das Blümlein, das ist die Liebe für das Herz.

Wem sollen wir nun die Liebe unseres Herzens zuwenden? Jeder Christ weiß es: allen Menschen. Doch wie eine Mutter ihrem kranken Kinde mit weit größerer

alle von diesen Heiden und Mohammedanern gehen verloren, aber wohl sehr viele steuern Blinden gleich dem gähnenden Abgrunde zu, aus dem es nie mehr ein Entkommen gibt. Denn es liegt außer Zweifel, daß die Heiden mit ungleich größeren Schwierigkeiten ihr ewiges Ziel erreichen können als wir katholische Christen.

Freiligrath am Grabe seines Freundes! Was hätte er darum gegeben, hätte er ihn nochmals für einige Augenblicke ins Leben zurückrufen können, um seinen Fehler wieder gutzumachen, um ihm noch einmal



einen Beweis seiner treuen Freundschaft zu geben! So könnten auch wir täglich an Tausenden von frischen Gräbern stehen, deren Toten wir nie mehr einen Liebesbeweis geben können, weil es zu spät ist, weil sie tot sind für eine ganze Ewigkeit. Denn nie mehr, ach nie mehr wird das Gnadenleben ihrer Seele erwachen, und daher ist all ihr Glück, sind all ihre Freuden dahin, nicht bloß für Tausende und Millionen von Jahren, nein, für immer.

Doch bleiben wir bei diesem düsteren Gedanken nicht stehen, sondern richten wir unsere Blicke voll Tatendrang und Opferfönn in die Zukunft. Denn für Hunderte von Millionen Heiden hat die furchtbare Entscheidungstunde noch nicht geschlagen. Sie eilen zwar blindlings dem Abgrunde zu, aber noch ist ihre Rettung möglich. Darum dürfen wir Katholiken, wenn wir nicht bloß dem Namen nach, sondern auch der Tat nach Katholiken sein wollen, nicht rasten und ruhen, bis jeder Heide und Mohammedaner leicht die Möglichkeit hat, das Rettungsschiff zu besteigen, d. h. der katholischen Kirche sich anzuschließen. Wie der hl. Paulus sollen auch wir alle sprechen können: „Die Liebe Christi drängt uns.“

„Aber“, hört man manchmal sagen, „die Heiden haben ja gar kein Verlangen nach der katholischen Religion. Sie fühlen sich in ihrer heidnischen Religion und Kultur ganz glücklich.“ Es mag sein, daß es viele solche gibt. Aber wahr ist, daß sie alle mit heißer Sehnsucht nach der katholischen Religion verlangen würden, wenn sie wüßten, welch großes Glück ihnen dieselbe zu bringen vermag. Und ebenso wahr ist, daß nicht bloß Hunderte und Tausende, sondern Millionen eine unstillbare Sehnsucht nach der wahren Religion

in ihrem Herzen tragen. Dafür nur einige Beispiele:

Die japanische Zeitung „Catholic Times“ vom 21. Jänner 1926 berichtet, wie der berühmte japanische Schriftsteller Soma Gyofu (der noch Heide ist) in seinem jüngsten Werke den Tod seines Vaters schildert: Als der Kranke auf dem Sterbebette lag und man jeden Augenblick den Tod erwartete, fragte ihn der Arzt, ob er noch etwas wünsche: „Ja!“ kommt es von den Lippen des Sterbenden. Bestürzt schauen die Anwesenden sich an, denn sie fürchten, der Kranke möchte etwas zu essen oder zu trinken verlangen, was man ihm doch nicht hätte geben dürfen. Doch feierlich und ernst wiederholt er: „Ja, ich habe nur ein Verlangen, ich möchte die wahre und sichere Religion haben. Das ist alles, was ich wünsche.“ Und er fügte hinzu: „Das ist nicht nur für mich allein, das ist für euch alle notwendig!“ Mit diesen Worten verschied der Greis. Die Anwesenden aber waren völlig überrascht; es kam ihnen fast wie ein Wunder vor, denn nie in seinem ganzen früheren Leben hatte der Vater von so etwas gesprochen.

Wie allgemein die Hinneigung zum Christentum und das Verlangen nach Missionären im Lande Urundi (Ostafrika) ist, zeigt folgender Vorfall, den Bischof Gorju erzählt:

„Als ich auf meiner Reise noch zwei Tagereisen von Buhonga entfernt, also noch in ganz heidnischer Gegend war, wurde ich vielfach empfangen, wie alte europäische Pfarreien ihren Bischof zu empfangen pflegen. Nichts fehlte, Blumen, Girlanden, Grün schmückten die Wege. Der Boden war buchstäblich mit Matten ganz bedeckt. Alles kniete zu beiden Seiten, der Häuptling mit seiner Frau an der Spitze.



Und wenn ich segnend an ihnen vorübergeschritten war, erhoben sie sich und riefen, so laut sie konnten: „Auch uns hat der Papst einen Bischof gegeben.“ Nach dem feierlichen Empfang kam der Häuptling zu mir und sagte: „Herr Bischof, sendet uns doch einen Missionär, ja, einen Missionär wünschen wir, wenn es auch nur ein ganz kleiner wäre . . ., wenn wir aber den Pater Sikimi (P. van Siche, ein langer Flamländer) haben könnten, ja, das wäre noch besser.“ Und als ich am nächsten Tage mich verabschiedete, nahm mich der Häuptling beiseite und sagte: „Nicht wahr, Herr Bischof, einen Pater schickst du uns, nur einen ganz kleinen Pater?“ Seine Stimme klang so bittend und seine Augen sahen mich so flehend an, daß ich nicht nein sagen konnte.“

Am Fluß Usutu im Swasiland (Süd-afrika) hat eine der protestantischen amerikanischen Sekten vor mehreren Jahren für die Eingeborenen eine Schule eröffnet. Der auch als Katechist wirkende Lehrer sagte einst auf eine Frage der Schwarzen hin, daß seine Kirche nicht die einzige wäre, sondern daß es eine noch größere und ältere gäbe, die von Jesus Christus gestiftet sei. Von dieser Kirche, die sich die römische nenne, kämen die andern Kirchen und auch die amerikanische. Die neugierigen Schwarzen fragten weiter, ob die römische Kirche sich auch im Swasiland befände, und hörten nun, daß in einer Entfernung von 40 km die Mission St. Josef bestehe. Einer dieser Schwarzen, Malewo Hleko, machte sich bald darauf auf den Weg nach St. Josef. Dort angekommen, ging Malewo am Sonntagmorgen in die Missionskirche und beobachtete aufmerksam die heiligen Hand-

lungen. Der Schwarze, der niemals etwas so Schönes und Anziehendes gesehen hatte, war begeistert von den Gesängen, entzückt von der Kleidung des Priesters, von der Pracht der Monstranz, von dem feierlichen Segen mit dem Allerheiligsten und suchte sofort nach dem Gottesdienst den Missionär auf. Er erklärte diesem kurz den Grund seines Besuches und lud ihn ein, mit ihm zu gehen, weil viele Leute den „Umfundi“ (Lehrer) der katholischen Kirche erwarteten. Schon am nächsten Tage machte sich der Missionär voll Freude mit dem Schwarzen auf den Weg. Als sie bei den Hütten des Häuptlings Mantugulu ankamen, war dafelbst schon eine große Volksmenge versammelt, um den „Umfundi“ zu empfangen. Nachdem der Missionär vom Mantugulu gestiegen war, gab ihm als erster der Häuptling die Hand. Dann kamen die Frauen, hernach die Knaben. Alle hießen den Glaubensboten willkommen und sagten, daß sie schon lange gewünscht hätten, ihn zu sehen usw.

Hernach erklärte ihnen der Missionär die Gebote Gottes, zeigte ihnen das Kreuzifix und erzählte ihnen vom Leben, Leiden und Tode Jesu, des Erlösers. Nach der Unterweisung nahm der Häuptling das Kreuzifix aus der Hand des Missionärs, und indem er es seinen Untertanen zeigte, sprach er: „Hier, dies ist unsere Kirche; bei ihr wollen wir bleiben!“ Lauter Beifall folgte seinen Worten: „Ja, das ist die Kirche, die wir haben wollen! Fort mit den Sionisten! Fort mit den Amerikanern!“

Solch ähnliche Beispiele ließen sich natürlich noch mehr anführen. Aber ich glaube, daß sie genügen, um uns zu zeigen, daß viele, ja sehr viele Heiden ein großes Verlangen nach der einzig wahren, katholischen Religion haben. Wie die Maza-



donier dem hl. Paulus, so rufen auch sie uns zu: „O kommt herüber und rettet uns!“ Mit diesem schönen Rettungswerk der Liebe wollen wir aber gleich beginnen und nicht damit zögern, damit doch ja nicht durch unsere Saumseligkeit auch nur eine einzige unsterbliche Seele verlorengehe.

Darum:

„O Lieb', so lang du lieben kannst,  
O Lieb', so lang du lieben magst!  
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,  
Wo du an Gräbern stehst und klagst!“

Br. St. Scholastiker.

## Jahresbericht des Theologen-Missionsverbandes Österreichs.

(Fortsetzung des Berichtes aus dem vorhergehenden Hefte: Themensammlung.)

Zeichen der regen Missionstätigkeit, die in den einzelnen Gruppen des Verbandes herrscht, sind die zahlreichen Missionsvorträge, die im verflossenen Jahre gehalten wurden. Im folgenden einige von den Themen, die ausgearbeitet wurden:

Missionsgeschichte; ihre Träger, ihre Methoden in den einzelnen Perioden.

Die Kongregation de propaganda fide.

Die Seminare von Mill-Hill und Verona, mit besonderer Berücksichtigung der Missionshäuser von Brixen und Milland.

Die Mission, ein Drama der Liebe, oder die Mission, das Werk der göttlichen Liebe?

Missionsmethoden (als Beispiel genommen Vorderindien).

Ziele und Methoden der katholischen Missionen; ähnlich wie P. Bächt.

Franz Xaver als Muster der Gottes- und Nächstenliebe.

Vom Pflichtcharakter der Missionsarbeit. Gedanken zur Akkommodationsfrage.

Die Mission der Oblaten in Afrika.

Im ewigen Schnee und Eis bei den den Eskimo-Indianern.

Das Kirchenjahr und sein inneres Verhältnis zum Missionsgedanken: a) Ad-

vent: Erlösungssehnen, -hoffen, -bedürftigkeit. Missionsgedanken aus der Adventsliturgie. b) Weihnacht: Der Heiland ist da. 1. Der Missionsgedanke im heiligen Mesopfer. 2. Geschichte der Erlösung—Missionsgeschichte. c) Fastenzeit: Ringen zwischen Licht und Finsternis in den Missionen: 1. Die protestantische Missionstätigkeit, 2. Kardinal Massaya, 3. Lichtbildervortrag über die Entwicklung Chinas, 4. Vom Götzendienst und Geisterkult (als Gegner der Missionen), 5. Fehige gefährliche Lage in China.

Über die Unio Cleri.

Der Weltapostel Paulus.

Der Heilige Geist und die Missionsidee. Missionsstaten im U. L.

Was der Heiland der Mission Neues brachte.

Über die Notwendigkeit der Pflege des Missionsgedankens bei den Theologen.

Der Missionsgedanke in der Katechese. Praktische Beispiele, wie man den Kindern Missionsliebe beibringt.

Kulturmission der katholischen Kirche.

Missionsbeweis aus den vier Evangelien.

Das Missionssubjekt in der Heimat.

Werden und Wachsen des Missionärs.